

# Kalkreiche Sandrasen – Vergangenheit und Gegenwart brandenburgischer Trockenrasen

*Gedanken zu einem LIFE-Projekt*

Andreas Herrmann

Der folgende Text war Inhalt eines Vortrages vom Oktober 2013 zur Auftaktveranstaltung des Life-Projektes »Sandrasen im Dahme-Seengebiet«. Der Autor, Andreas Herrmann, ist Mitarbeiter in der Abteilung Ökologie, Naturschutz und Wasser im Landesamt für Umwelt, Gesundheit und Verbraucherschutz Brandenburg und zuständig für den botanischen Artenschutz.

Im Herbst 2013 startete das EU-LIFE-Projekt zum Schutz und zur Wiederherstellung kalkreicher, sandiger Trockenrasen im Naturpark Dahme-Heideseen. Der Naturschutzfonds Brandenburg wird mit Hilfe der Europäischen Union und des Landes Brandenburg sowie unter Mitwirkung von Landbesitzern, Nutzern, fachkundigen Firmen und ehrenamtlichen Helfern Maßnahmen zur Wiederherstellung intakter Lebensräume und Populationen durchführen.

Ein Projekt zum Schutz von Trockenrasen plant und denkt in die Zukunft. Die Gegenwart hält wenig Gutes für diesen Lebensraum bereit und nicht immer wird ein Erfolg auf die Schnelle zu erzielen sein. Die große Zeit der trocken-heißen, von Sonne durchglühten Sandflächen und Heiden, der ausgedehnten, streulosen Waldlichtungen und der schütter bewachsenen, mehrjährigen Brachen ist Vergangenheit. Die ehemals blüten- und farbenreichen Krautfluren sind zu kleinsten Resten zusammengesmolzen. Weder Landwirtschaft noch Waldbau bieten ihnen heute eine sichere Heimstatt. Zusammen mit den Trockenrasen ist viel Wissen um die Lebensbedingungen und die Ausbreitung, um das Werden und Vergehen von Populationen der Tiere und Pflanzen verloren gegangen, die in ihnen leben. Wir müssen also auch einen Blick in die Vergangenheit richten,

um Ansatzpunkte für zukunftssträchtiges Handeln zu gewinnen.

Ich gehe weit zurück. Vor ziemlich genau 500 Jahren wäre das Dörfchen Blossin, am nördlichen Rande des Naturparks Dahme-Heideseen gelegen, beinahe zu trauriger Berühmtheit gelangt. Über Nacht waren dem Gutsherren Queiß die Schafe weggetrieben worden, im Streit mit einem seiner Bediensteten. Aus dem kleinen, lokalen Zwist erwuchs in nur wenigen Jahren eine weit reichende Fehde, die die Gemüter über Brandenburg hinaus erregte. Am Ende versammelte der Kurfürst am Schloss in Cölln an der Spree – im heutigen Berlin – ein Heer von sage und schreibe 50 000 Mann Fußvolk und 6 000 Reitern, um das entfachte Feuer mit Macht zu löschen. Nach einigen Tagen wurde ihm das Spiel zu teuer und die Truppe nach Hause geschickt, die Sache auf andere Weise gelöst. Brandenburg entkam der unheilvollen Auseinandersetzung.

Die Einzelheiten der Geschichte spare ich mir. Verschiedene Autoren haben sie aufgeschrieben. Am schnellsten zu finden und ausführlich erzählt ist sie in Fontanes »Wanderungen« im Kapitel 267 (Dahmeland, Blossin). Wer die ganze Posse kennen möchte, die sich an einer einzigen Herde von Schafen entzündete, der lese dort nach. Es waren besondere Zeiten, Zeiten der Reformation und Nickel Minckwitz aus Sonnewalde ein heißblütiger Ritter. Die Hauptakteure im ersten Akt der Geschichte aber, die Schafe, hatten schon bald niemanden mehr interessiert. Weiteres wurde über sie nicht aufgeschrieben. Im LIFE-Projekt werden sie eine wichtige Rolle spielen und die Schafhaltung war auch in den damaligen Zeiten, wie noch in den Jahrhunderten nachher, eine wichtige Säule der regionalen Wirtschaft, eine zentrale Quelle für Rohstoffe. Die Schafweide war eine landschaftsprägende Nutzung. Wie also sahen die Flächen aus, in

denen die Tiere lebten, welches Futter fanden diese auf ihren Weiden? Berichte dazu aus der damaligen Zeit sind mehr als spärlich und ich muss 250 Jahre weiter gehen, um Texte zu finden, die dann erstaunlich gute Auskunft geben. 1765 veröffentlichte Johann Gottlieb Gleditsch, Botaniker und Arzt in Berlin und Frankfurt/Oder einen Aufsatz »Über die Beschaffenheit der hohen und trocknen Weide vor die Schaafe in einigen Theilen der Mark Brandenburg«. Diese und weitere Arbeiten, von denen die über »Die Sandschollen in der Mark« eine der bekanntesten ist, enthalten Verzeichnisse von Pflanzenarten, in denen Gleditsch deren Aussehen, ihren Nutzen oder die Verwendung beschreibt. Er macht darin Aussagen zum Verhalten der Pflanzen in ihrem Lebensraum, die für das 18. Jahrhundert erstaunlich detailliert sind und von eigener, sehr direkter und reicher Anschauung zeugen.

Gleditschs Werke sind vom Bestreben nach Stärkung der märkischen Wirtschaft geprägt. Er war ein Verfechter der Schafzucht. Sein besonderes Augenmerk lag auf der Verbesserung der landwirtschaftlichen Nutzbarkeit der Böden und der Erschließung neuer, nachhaltiger nutzbarer Standorte.

Schafe beweideten verschiedenste Flächen. Erwähnt werden »trockne« und »knappe« wie »fette« und »überflüssige« Weiden, »hohe, ebene und tiefe Triften«. Es waren sowohl feuchte als auch trockene, arme als auch reichere Standorte, die der Schafhaltung ganz

oder teilweise überlassen wurden. Auch die damaligen, noch nicht so hoch gezüchteten Rassen benötigten neben den mageren die produktiven, mit nahrhaften Pflanzen bewachsenen Parzellen. Nährstoffarme, trockene Sande aber waren gewiss die Böden, die in besonderer Weise den Schafen vorbehalten blieben, weil die hier siedelnden, schwachwüchsigen Grasfluren und Heidesträucher für andere Haustierrassen oder hochwertige Nutzungen kaum erschließbar waren.

*Was die Schafe finden, wen sie treffen ...*

Immerhin waren die Landschaft und in ihr die Nutzungsverhältnisse in der Zwischenzeit, seit 1500 nicht grundlegend verändert. Erst nach Gleditsch begann ein dramatischer Wandel, auf den wir später zu sprechen kommen. Schauen wir, was des Queißens Herde im 16. Jahrhundert auf ihren Weiden angetroffen haben mag und greifen aus den langen Verzeichnissen einige wenige Pflanzen heraus, die nach Gleditschs Beschreibung auch im 18. Jahrhundert zum gewöhnlichen oder wenigstens regelmäßigen Bestand der Trockenrasen gehörten. Wir werden neben Gewohntem erstaunliche Unterschiede zu unseren heutigen Verhältnissen entdecken. Da sind zum einen die Pflanzen mit gutem Futterwert, von denen die Tiere satt wurden, die also den Grundstock der Weide ausgemacht haben. Gleditsch nennt vor allem den Schaf-Schwingel, zu dem wir heute eine





Reihe von schwer unterscheidbaren Arten zählen, die mit ihren feinblättrigen, kompakten Horsten das Bild vieler Grasfluren und mancher lichten Wälder bestimmen. Neben dem in Brandenburg allgemein verbreiteten Raublatt-Schwingel (*Festuca brevipila*) ist es auch der Sand-Schwingel (*Festuca psammophila*) als markantes Gras der kalk- und basenreichen Sande, der uns hier besonders auffällt. Der Schaf-Schwingel ist die »nützliche Graßart ... in dem dürrsten Boden ... und thut den Schäfereyen grosse Hülfe, ohne dass es gekannt wird.«(!)



Kann man die Wertschätzung der Schaf-Schwingel aus heutiger Sicht noch nachvollziehen, verwundert doch das Lob, das der Platterbsen-Wicke (*Vicia lathyroides*) zuteil wird, einer geradezu winzigen Leguminose, ein zartes Geflecht zwischen dünnen Gräsern und Kräutern, reich an Eiweiß immerhin, durch ihr Vermögen, Stickstoff aus der Luft zu binden. Die Pflanze ist noch immer weit verbreitet und nicht selten. Ihre geringe Größe und Unauffälligkeit würden uns aber schwerlich zu einer besonderen Erwähnung als »gute nahrhafte« Futterpflanze herausfordern. Ebenso wenig vorstellbar ist das für den zierlichen Vogelfuß (*Ornithopus perpusillus*), den Gleditsch im Wert der kleinen Wicke lobend gleichsetzt. Vielleicht ein Hinweis darauf, wie stark im 18. Jahrhundert die Produktivität der Böden herabgesetzt war und wie wichtig auch schwachwüchsige, Stickstoff sammelnde und dadurch den Standort verbessernde Pflanzen geworden waren.

wurde. Für das Silbergras (*Corynephorus canescens*), das die Tiere nur notdürftig ernährt, gleichwohl mit seinen »sehr junge(n) Blätter(n) den Schaafen sehr angenehm« sei, unterstellt er seinen Zeitgenossen »insgemein« die Verwechslung mit den kleineren Schwingeln.

Dann sind da die heilsamen Pflanzen und die Besonderheiten ohne messbaren Wert. Für

Nicht allzu hoch schätzt Gleditsch die Pflanzenkenntnis der »Landleute« ein, damit wohl auch die der Schäfer, wie oben bereits deutlich



2 – Platterbsen-Wicke (*Vicia lathyroides*); 3 – Vogelfuß (*Ornithopus perpusillus*);  
4 – Silbergras (*Corynephorus canescens*); 5 – Mondrauten-Farn (*Botrychium lunaria*)

die Weide können sie wertvoll sein, wenn sie, nach damaliger Auffassung, der Verwurmung entgegen wirken oder auf andere Weise der Tiergesundheit dienlich sind. Sie können belanglos sein und lediglich bemerkenswert aufgrund ihrer eigentümlichen Gestalt. Wer hierzulande heute in einem Leben als Botaniker oder als Naturfreund mehr als ein Dutzend mal auf die merkwürdigen Mondrauten-Farne stößt, darf sich glücklich schätzen. Zur Mitte des 18. Jahrhunderts dagegen war *Botrychium lunaria* offensichtlich derart zahlreich und verbreitet, dass sich die Frage stellte, »was, nach einer nassen Witterung im Frühlinge, auf den Hügeln, Heiden, Triften ... häufiger« sei (als dieser Farn).

Zu guter Letzt gibt es Pflanzen, die nicht gefressen werden, weil sie scharf, bitter, klebend oder klebrig oder sonst in irgendeiner Weise zuwider sind. Sie konnten sich auf beweideten Flächen ausbreiten und sehr zahlreich werden, wenn die Hirten sie nicht gezielt beseitigten oder andere Maßnahmen zur Pflege des Grünlandes ergriffen wurden. Unter ihnen ist die Wiesen-Küchenschelle (*Pulsatilla pratensis*) eine der bekanntesten, weil schönsten und eigentümlichsten heimischen Blütenpflanzen. Geradezu unfassbar, dass die »Kleine Osterblume«, wie sie auch genannt wurde, »... in der Mark im März und April eine der gemeinsten Blumen« gewesen ist. Welchen Wandel muss unsere Landschaft durchlebt haben, dass Pflanzen, die so allgegenwärtig und jedem vertraut



6



7



8

waren, heute praktisch verschwunden, auf winzige Punkte zurückgeworfen und im Erleben der Natur nicht mehr wahrnehmbar sind?

Die trockenen Weiden sind aber auch Lebensraum einer Vielzahl von Kleintieren, die in Körperbau und Lebensweise an die klimatischen Extreme angepasst sind und vom schüttereren Bewuchs profitieren. Unter der großen Fülle spezialisierter Wirbelloser greife ich nur wenige heraus. Zum einen die großen, schwarz-bäuchigen Wolfsspinnen der Gattung *Alopecosa*, die so genannten Taranteln, und die Sandlaufkäfer der Gattung *Cicindela*. Durch ihre überwiegend laufende Jagd- und Lebensweise sind sie auf hohe Anteile freier, sandiger Oberflächen angewiesen. Man kann sich vorstellen, wie stark ein immer dichter schließender Bewuchs die Bewegung der Tiere einschränkt, den Jagderfolg bis in kritische Bereiche mindert und eine Ursache für das allmähliche Erlöschen der Population werden kann. Zum anderen sind die im Boden nistenden Gliedertiere zu erwähnen, Grab- und Wegwespen, Solitärbiene, zahlreiche andere Spinnen, Ameisenlöwen,

Laufkäfer, Wanzen – lückige Sandtrockenrasen gehören zu den artenreichsten Wirbellosen-Lebensräumen und beherbergen eine besonders hohe Zahl eng eingensicherter Spezialisten. Vielen von ihnen ist gemeinsam, dass sie sehr junge, von Streu und Bewuchs frei gebliebene Oberflächen, häufig auch kleinste geneigte oder steil fallende Erd-Anrisse zur Anlage ihrer Nist- und Wohnplätze benötigen. Der Tritt der Weidetiere, die stete Bewegung der Herden in den Gemarkungen haben solche Strukturen immer wieder in reichen Formen und großer Fülle geschaffen. Dynamik und »Raumwiderstand« sind Merkmale von Lebensräumen, die in den grob und schematisch gefassten Planungen des Naturschutzes schnell vergessen und vernachlässigt werden.

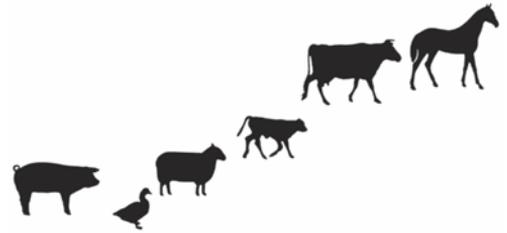
### *Historische Weidelandschaften als Fortsetzung prähistorischer Landschaftsmosaik*

Willibald von Schulenburg, Berliner Volkskundler im 19. und frühen 20. Jahrhundert, gibt in seinem 1904 herausgegebenen »Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe« eine anschauliche Beschreibung des dörflichen Lebens im Teltow (südlich von Berlin) aus der Zeit um 1800. Durch Befragung der ältesten Bewohner bewahrte er nicht nur ein unschätzbares Dokument des damals noch gesprochenen Teltower Platt. Er vermittelt uns – nüchtern, ohne Verklärung und doch beeindruckt vom einfachen Leben der Menschen – letzte Eindrücke des Landschafts- und Landnutzungsmosaiks vor der Separation, aus den Jahrzehnten um 1800. Es ist die Zeit unmittelbar vor der Abschaffung des Flurzwangs und vor Ablösung der gemeinschaftlichen Nutzung der Allmenden, bevor die individuelle Verfügung über das nutzbare Land eingeführt wurde. Ein markanter Unterschied zu späteren Zeiten war die Viehhaltung, die weite Teile der dörflichen Gemarkung einschloss.

»Das Austreiben frühmorgens aus dem Dorfe« geschah folgendermaßen:

»... Der allererste wår ... der Pårhårrede, ...  
Denn kamm der Veihårrede, ...  
... kamm der Kålwerhårrede,  
un denn der Schåper,

un denn der Jånsehårrede  
un tuletz der Schwender, det wår immer der  
letzde.«



Pferde, Rinder, Kålber, Schafe, Gånse und Schweine wurden getrennt getrieben und gehütet. Der Zug der verschiedenen Herden durch die Gemarkungen der Dörfer und Städte war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ein alltägliches, vertrautes Bild. Geflochtene Zäune schtzten die Feldkulturen vor Tritt und Fraß. Zwischen Siedlung, Feld und Gärten aber spannte sich ein weites Netz von Weiden und Triften mit unterschiedlichen Weiderechten, mit mehr oder weniger klar bestimmten Beweidungszeiten und Nutzungs-Intensitäten.

Schulenburg verweist noch auf eine viel ältere Quelle, die die Selbstverständlichkeit dieses bunten Treibens für andere Gegenden Norddeutschlands verdeutlicht und nahelegt, dass es wohl in weiten Teilen Europas alltäglich gewesen war: Till Eulenspiegel soll, als er sich beim Schuhmacher verdingt, das Leder für die Schuhe zuschneiden. Der nicht gerade vom Fleiß getriebene Meister erteilt ihm den Auftrag, zu schneiden, »wie der Hirte zum Tor hinaustreibt« und stiehlt sich davon. Die in dieser Weise sprichwörtlich gefasste bunte Vielfalt also, das Fertigen von Schuhen in allen Sorten und Gren, nimmt Eulenspiegel ganz wörtlich und zerschneidet das kostbare Leder zu lustigen Figuren von allerlei Getier.

Neben dem Treiben und Grasens der Herden – jede nach der Eigenart der Haustierrassen mit verschiedenem Tritt, Verbiss und Gwhl – gab es weitere Nutzungen, die in den historischen Kulturlandschaften eine große Vielfalt von Standorten und Lebensräumen geschaffen und erhalten haben. Als eine wesentliche, zum Teil auch erst im 19. Jahrhundert zu

großer Ausdehnung gelangte Nebennutzung in den Wäldern ist die Streugewinnung zu erwähnen. Streu in allerlei Form, Laub- und Nadelstreu, Moos- und Flechten-Massen, Algen und andere aus den Gewässern geharkte Grünmasse fanden Verwendung, um die Äcker, also die für die Ernährung der Menschen zentral bedeutenden Flächen, fruchtbar zu erhalten. Die Streu, im mittleren Brandenburg und in der Niederlausitz weithin mit dem aus dem Slawischen entlehnten Wort »Moch« (= Moos) bezeichnet, wurde direkt als Humus bildender Dünger aufgebracht, mehr aber noch als Stall-Einstreu zu Mist veredelt und war der wertvollste, verfügbare Dünger. Die beräumten Flächen bildeten das Keimbett für eine Fülle von Pflanzen, deren Samen nur auf Rohböden aufgehen. Über die Jahre bilden sich erneut dichter schließende Gras- und Krautfluren sowie Streudecken, bis wiederum der Streurechen oder die Mochhacke (briefl. Mitt. H. Illig 2009; Illig 1980) darüber gingen. (Erst im 19. Jahrhundert, mit zunehmender Stallhaltung, aber noch immer geringem Stroh-Aufkommen, führte die Streunutzung in manchen Wäldern zu weitgehender Devastierung.) Auch Feuer waren in der Landschaft weit verbreitet und dienten der Aufbereitung überständiger und vorübergehend zugewachsener Flächen zu frisch sprießendem Weideland.

Die Muster der Landnutzung unterschieden sich ganz grundlegend von den heutigen. Nicht nur die räumliche Anordnung und der äußere Schein der verschiedenen Flächen wichen von den uns heute gewohnten Bildern ab, auch die Stoffströme in der Dorf-Gemarkung verliefen anders. Grob gesagt, gab es eine Auszehrung der Böden in den äußeren, schlechter zugänglichen und in den am wenigsten produktiven Teilen zugunsten der leistungsfähigen, für den Ackerbau und damit für die Sicherung der täglichen Nahrung bedeutendsten Flächen. Nährstoffe und Humus wurden zunehmend in die inneren Teile der Gemarkungen und andere ackerbaulich interessante Flächen verlagert. Neben diesen gut versorgten Bereichen bildeten sich in den Ortschaften sogar Plätze, in denen die zusammengetragenen Stoffe als Dung, Jauche oder Fäkalien und durch den

ständigen Aufenthalt kleinerer Haustiere eine extreme Konzentration von Nährstoffen bewirkten.



9

Es war die große Zeit der offenen, trockenen Sandfluren. Trockenrasen konnten auf den armen und ausgezehnten Standorten weite Flächen besiedeln und vielfältige Varianten ausbilden. Wer aus dem Dorf hinaus ging, den begleiteten sie von den letzten Höfen die Triften entlang, entfalteteten sich auf den sandigen Hügeln und Talterrassen zu voller Weite, zogen sich tief hinein in die lichten Wälder. Die Grenzen der Nutzungen waren verschwommen. Es war bei weitem nicht immer klar, ob gerade Wald war, Heide oder grasiges Weideland. Der vertraute Anblick, die von Sonnenglut geprägte Stimmung, der Gesang von Heuschrecken, Grillen und Heidelerche fügten die schütterten Grasfluren im Sand ebenso ein in das Lebensgefühl der Menschen wie die dort selbstverständlich grasenden Tierherden oder die in diesen Flächen in Abständen anfallenden Arbeiten, an deren Verrichtung sich ein großer Teil der Dorfbewohner zu beteiligen hatte.

Trockenrasen hatten Spielraum in verschiedenste Richtungen. Sie konnten für Monate oder Jahre in Bereiche vordringen, die ihnen eigentlich gar nicht zugeordnet waren. Beispiele dafür finden wir in alten Landschafts- und Lebensbildern, die uns gepflügte Äcker zeigen, in denen zwischen schlecht gewendeten Erdschollen Gräser und Kräuter in großer Zahl verblieben sind. Gleditsch (Über den Bienenstand in der Mark) nennt die Wiesen-Küchenschelle von »schlechten trocknen Feldern« und noch in den Florenwerken des 19. Jahrhunderts finden

wir vielfach Arten der Wiesen und Weiden von den Rändern und Dämmen zwischen den Äckern angegeben. Auch wenn eiserne und stählerne Pflüge schon lange bekannt waren, wurden aus Armut oder Sparsamkeit sehr oft die schwachen, den Boden nur unzureichend wendenden Holzpflüge eingesetzt.

Das alles bedeutet nicht, dass die ausgemergelten, sonnenverbrannten Fluren uneingeschränktes Wohlwollen genossen. Sie waren immer auch ein Lebensraum im Konflikt. Der Streit um Rechte an der Nutzung des spärlichen Aufwuchses ist verschiedentlich dokumentiert und es wird deutlich, dass Landes- und Lokalherren die Flächen gern früher und weitreichender in produktive Forste verwandelt hätten. Mit den ab 1750 verstärkt einsetzenden Aufforstungen setzte das Tauziehen ein um eine möglichst vielseitige Verwendung der »Nebenprodukte« durch die Dörfler einerseits und um möglichst viel und gut gewachsenes Holz zum Verkauf durch die (oft klamme) Herrschaft andererseits.

Aus der Muskauer Gegend erwähnt v. Schulenburg im »Hirtenleben«, dass alles Holz, das in der Schonung dem Reiter an die Sporen reichte, der Herrschaft gehörte, alles darunter aber der Gemeinde zur Hutung freistand: »Deshalb brannten die Leute alle paar Jahre die Kiefern ab.« Ganz ähnlich im Teltow: »... in Winter putzten de Bure de Schonunge ut, ... det de Schaape üngen det frei hädde as drei Fuss hoch un det Hedekrut ...«.

Ein grundlegender Wandel, die Auflösung dieser und ähnlicher Konflikte lag mit der Wende zum 19. Jahrhundert in der Luft. Die Napoleonischen Kriege taten ein Übriges und bestärkten den Willen zu Veränderungen. Im Jahre 1825 rückt W. A. Barth vor seinen in Öl gemalten »Blick vom Brauhausberg auf Potsdam« einen locker mit jungen Bäumen und Büschen bestandenen Hang. Unregelmäßig und vereinzelt schießen die Gehölze auf zwischen Resten von niedrigen Rasen und schlängelnden Wegen. Die Szene ist den jungen Brachen auffallend ähnlich, die in Brandenburg nach 1990 der Sukzession überlassen wurden und in denen sich nach einer kurzen Phase der Trockenrasen-Besiedelung alsbald der Baumwuchs

durchsetzte. Der Maler gibt hier ein eindrucksvolles landschaftliches Zeugnis von einem der wichtigsten gesellschaftlichen und ökologischen Umbrüche in Norddeutschland. Die nach 1800 im Rahmen der preußischen Agrar-Reformen betriebene Separation der land- und forstwirtschaftlichen Nutzflächen, ihre Lösung aus dem gemeinschaftlich zu nutzenden Verband und Zuweisung zu individuell zu bewirtschaftenden Parzellen beförderte nicht nur die Intensität des Ackerbaus und der Grünlandwirtschaft. Sie brachte auch einen Aufschwung der schon in früheren Jahrzehnten begonnenen Aufforstungen und der Gehölz-Sukzessionen. Die nahtlosen Übergänge von Wald zu Heide und Weideland wichen zunehmend scharfen Grenzen zwischen den Nutzflächen. Die große Zeit der treibenden Herden und der endlosen Trockenrasen ging dem Ende entgegen. Zwar hielten sich eindrucksvolle Bestände noch lange um die Dörfer und zwischen den Feldern, bis es im Laufe des 20. Jahrhunderts wirklich eng wurde. Sehr schnell aber zerfielen die Netze des Austausches und der Ausbreitung. Die Viehwege, in deren eng gestrickten Maschen immer wieder Samen von einer Pflanzenpopulation zur anderen gelangt waren und die eine immer wieder neue Besiedelung zwischenzeitlich erloschener Standorte ermöglicht hatten, leerten sich. Schon um 1900 erwähnt von Schulenburg die »Trift« als ein nur noch dem Namen nach überliefertes, tatsächlich kaum mehr auffindbares Element der märkischen Landschaft. Dynamische Areale von Pflanzen schrumpften zu immer mehr voneinander entfernten, alsbald isolierten Resten. Wir sind es gewohnt, beginnende Arten- und Lebensraumverluste mit der einsetzenden Industrialisierung, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, mehr noch dem Einzug industrieller Methoden in Land- und Forstwirtschaft ab dem frühen 20. Jahrhundert zu verbinden. Am Beispiel der Sandtrockenrasen ist zu erkennen, dass wesentliche Grundlagen für den Schwund der Populationen und den Zerfall der Art-Areale deutlich früher, mit dem grundlegenden Wandel der Nutzungsweisen in der Separation eingesetzt haben dürften.

Wie sehr der gesellschaftliche und landschaftliche Wandel, verbunden mit dem be-

schleunigten Aufbau der Städte auch das Bewusstsein der im Land lebenden Menschen verändert haben muss, symbolisiert der Maler Theodor Hosemann, wenn er im Bild »Der Uckermärker und die Importierten« den schlichten und doch verschmitzt durch die Brille schielenden, in alter Tradition seine Strümpfe strickenden, provinziellen Ziegenhirten zwei piekfeinen, blasiert daherkommenden Großstadt-Jünglingen gegenüberstellt. Das Gemälde zeigt noch die ausgedehnte, hügelige Weidelandschaft, in die das Neue gerade erst leisen Schrittes einzieht. Greifbar wird dennoch, wie das überkommene Wissen und das auf schlichte Deckung des täglichen Bedarfes gerichtete Leben, das Tiere, Lebensraum und Landschaft immer mit einschloss, zum »alten Eisen« gelegt, als überholt und überwunden abgetan werden. Neue Möglichkeiten des individuellen, freieren Lebens üben unwiderstehliche Reize aus. Atemberaubende industrielle Entwicklungen und wissenschaftlicher wie kultureller Aufbruch sind in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu bestaunen, zu genießen und anzu-

eignen. Verlust wird rückblickend nur selten empfunden: »De Lüde waaren dünne man arm, abber ... Sei waaren tufriedener as hüdijen Dach. Hüde seht man so velle Untufriedene ...« sagen die Alten über die Jüngeren im späten 19. Jahrhundert (von Schulenburg, Hirtenwesen). Kurzum: ein Zurück zu alten Zuständen war ab hier undenkbar. Als bald einsetzende Dünger-Importe, neue Feldbau-Methoden, Maschinenkraft und grenzenlos erscheinende, fossile Brennstoffe, später erst die paradiesisch anmutende Verfügbarkeit künstlich erzeugter Düngemittel setzten eine Spirale der wirtschaftlichen Entwicklung und des Bevölkerungswachstums in Gang. Natur und Landschaft werden heute von all diesen Einflüssen beherrscht.

Es ist nicht leicht, die untergegangene historische Wirtschaftsweise gerecht zu beurteilen. Für eine seit dem Dreißigjährigen Krieg im ganzen Land immer mehr anwachsende Bevölkerung und die aufblühenden Städte konnte sie die Versorgung ganz sicher nicht mehr gewährleisten. Nachhaltige Verluste in der Leistungs-



10

fähigkeit der Böden und fortschreitende Versandungen ließen um die Fruchtbarkeit größerer Flächen fürchten. Die Überforderung des alten Systems war aber nicht zuerst in ihm selbst angelegt, sondern rührte zu großen Teilen aus äußeren, meist herrschaftlichen Ansprüchen, die kaum noch zu befriedigen waren. Der Ausbau stehender Heere verschlang große Ressourcen. Die von den Landesherrn voran getriebene innere Kolonisierung Brandenburgs war oft mit der »Kultivierung« ärmster, in der Vorzeit wohlweislich nicht unter den Pflug genommener Standorte verbunden. Viele der im 18. Jahrhundert berüchtigten und bis heute legendären Flugsandfelder, die Sandschollen oder »Sandschellen« sind durch Ackerbau auf den dafür am wenigsten geeigneten Böden entstanden. Dagegen nennt zum Beispiel Gleditsch (Über die Sandschollen in der Mark) an keiner Stelle die Schafweide oder andere Beweidungen als Ursache von Versandungen. Vielmehr empfiehlt er eine Vielzahl heimischer Pflanzen sowohl zur Verbesserung der Schaf-Weiden als auch gleichzeitigen Festlegung des Sandes. Herausragend ist in dieser Hinsicht ein regelrechtes Loblied auf den kleinen Haar-Ginster (*Genista pilosa*) (Von der Schafweide I, S. 289).



Dem einseitig agierenden Forstwesen erschien etwas später zur Festlegung der fliegenden Sande fast nur noch die Kiefer akzeptabel. Wir sollten uns hüten, der historischen, bäuerlichen Landbewirtschaftung vor 1800 jede längerfristige Tragfähigkeit abzusprechen. Die Vielschichtigkeit der Nutzungen in den verschiedenen Landschaftsteilen, die durch Tradition, Konvention und immer neues Aushandeln über

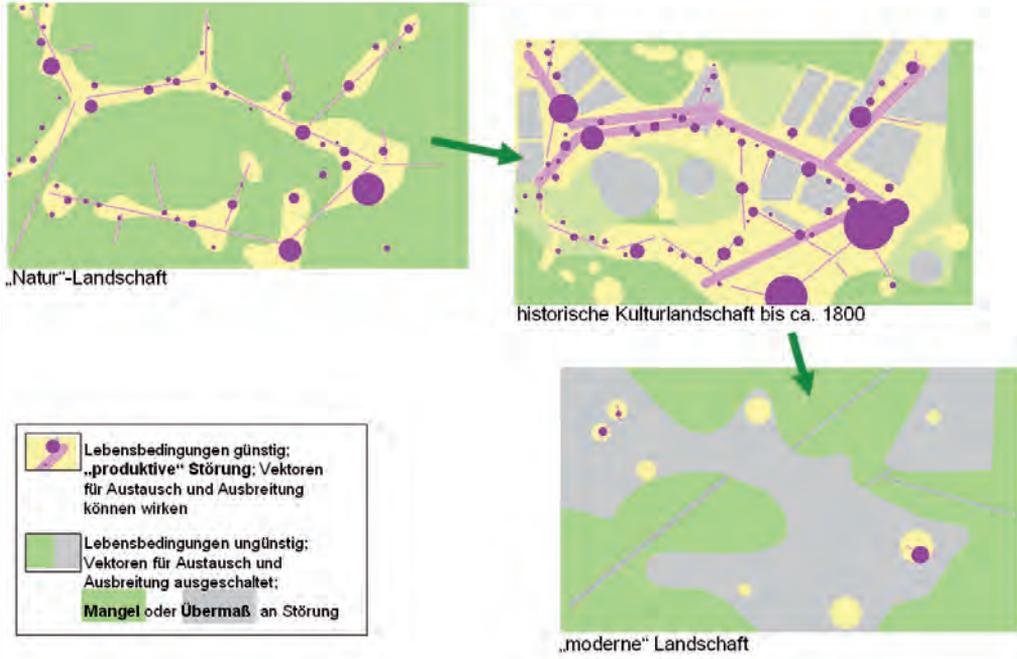
Jahrhunderte funktionierende Allmende, die langgestreckten Erholungsphasen zwischen den Nutzungsgängen – das alles gehörte zu einem über lange Zeit bewährten, auf effiziente Ausnutzung der Ressourcen gerichteten, aber auch auf deren Schonung bedachten Gesamtsystem. Im anschließend aufgekommenen (herrschaftlichen) Forstwesen begegnen wir einer vor allem auf die Produktion von Holz beschränkten »Nachhaltigkeit«, die bis heute viele andere Anforderungen an die Landschaft ausblendet.

Um den Unterschied der landschaftlichen Strukturen und der standörtlichen Dynamik in den verschiedenen Zeiten zu erfassen, lohnt der Blick von oben auf einen konstruierten Ausschnitt. Die historische Weidelandschaft war in gewisser Weise eine Fortsetzung der prähistorischen »Natur« mit ihren wilden Herden großer, grasender Huftiere. Größe, Dichte und Struktur der Wälder waren zwar nicht vergleichbar. Offene, gehölzfreie Flächen hatten sich von kleinen Lichtungen und schmalen Linien zum bestimmenden Element der Landschaft ausgewachsen. Die Haustiere bewegten sich aber in ähnlich netzförmigen Mustern wie die wilden Herden. Ihre Einwirkung auf Vegetation und Böden war ebenso stetig und gleichsweise mäßig. Die Störung des ungehinderten Wachstums und der Akkumulation war produktiv, erhielt und schuf immer wieder den Lebensraum für eine Fülle heimischer Tiere und Pflanzen. Die Extreme – Übermaß und Mangel an Störung – waren räumlich begrenzt. Ähnlichkeiten von Natur- und historischer Kulturlandschaft waren nicht so sehr im äußeren Erscheinungsbild zu finden, sondern in fortwirkenden Prozessen und weniger augenscheinlichen, feineren Strukturen. Verbindungslinien, Vektoren des Austausches und der Ausbreitung funktionierten auf sehr ähnliche Weise. Ein entscheidender Nachteil wurde die übermäßige Ausdehnung der Störungen in fast alle Flächen, so dass mit der Zeit die Erholung der Böden und der Vegetation nicht mehr gewährleistet war.

In der heutigen Diskussion um Naturnähe, Prozess-Schutz und Naturentwicklung geht es nicht um die historische Rechtfertigung der einen oder der anderen Wirtschaftsweise. Aus

# Pflanzen des Offenlandes

## Populationen im Landschaftsmosaik



einer unverstellten Sicht auf die mitteleuropäische historische Kulturlandschaft sind die Elemente zu finden, die deren Lebensvielfalt und Komplexität ausgemacht hatten. Wo ist Spielraum für diese wesentlichen Strukturen und Prozesse in den heutigen, industriell organisierten Nutzungsmosaiken. Wie lassen sie sich einbinden in reguläre Nutzungsweisen, wo müssen und können sie dauerhaft durch besondere Maßnahmen eingeführt und aufrecht erhalten werden. Wo liegen ihre ökologischen und ökonomischen Grenzen?

Eines ist unübersehbar: Eine auf Dauer separierende und in jedem Segment auf vordergründige Effizienz angelegte Landnutzung schließt sinnvolle Mehrfachnutzungen aus und kann keinen biologischen Reichtum erhalten. In den Agrar- und Forstlandschaften Brandenburgs sind die Nutzungen heute nahezu vollständig getrennt. Die Verluste an biologischer Vielfalt sind entsprechend weit fortgeschritten.



*Für die Reste wird es eng ...*

Während Brandenburg noch über lange Zeit als unumschränkte Heimstatt der dünnen, von Sonne verbrannten Rasen galt und gemeinhin noch heute so gesehen wird, vollzog sich seit dem 19. Jahrhundert ein schleichender, in den letzten Jahrzehnten fast schon rasanter Niedergang. Bis heute ist dieser Trend nicht aufgehalten. Für die kalk- und basenreichen Sandtrockenrasen müssen wir den Verlust fast aller großen, mehr als wenige Hektar deckenden Bestände feststellen. Meist sind nur winzige, vollständig isolierte Punkte und schmale Bänder erhalten geblieben.

Gehen diese letzten, kleinen Standorte verloren, werden sie nicht wieder neu entstehen, denn es sind keinerlei Elemente für ihre Ausbreitung mehr vorhanden. Wie schmal der Grat geworden ist, auf dem die Pflanzen und Tiere der kalkreichen Trockenrasen ihren Platz finden müssen, zeigt sich manchmal ganz unmittelbar – an den Straßen zum Beispiel, wo vielfache Mahd und Bodenverwundung, zu viel und zu starke Störung, die selteneren Pflanzen auslöschen. Nur einen Schritt weiter unterdrücken Gehölze, Streu und wüchsige Krautschichten diese Arten, weil gar keine pflegenden Eingriffe erfolgen. Dazwischen, in einem wenige Dezimeter schmalen Band, wachsen die letzten Reste artenreicher und besonderer Vegetation. Nur noch hier finden sie das Gleichgewicht von Störung und Schonung, das ihnen entspricht und das auf großer Fläche verloren gegangen ist. Nur noch ein einziger stärkerer Eingriff in diesen kleinen Platz und die Populationen sind verloren. Ein Rückzug der laufen-

den Pflege dagegen, nur um ein, zwei Meter und der Wald überzieht alsbald auch diese Stelle mit Dunkelheit.

Von vielen Seiten geraten solche kleinen Reste unter Druck und manche Regel, die für die ehemals großen Bestände galt, verkehrt sich in ihr Gegenteil. Sehr oft finden wir die wenigen Küchenschellen, die auf einer lichten Kuppe im Wald oder im verbuschenden Trockenrasen überlebt haben, aller Blüten beraubt, verbissen vom Wild. Als giftiges Weideunkraut ehemals vom Vieh verschmäht, wird die Blüte heute als seltene Abwechslung inmitten eiförmiger Grasdecken vielleicht zum begehrten Leckerbissen für wilde Huftiere. Jetzt gelingt es den letzten Pflanzen nicht einmal mehr, Samen zu bilden. Die Verjüngung des Bestandes wird im Ansatz verhindert.

Neben der tief greifenden Umstellung der Nutzungsweisen wirken seit dem 20. Jahrhundert verschiedene großräumige, nicht mehr durch Nutzung oder Pflege am Ort beeinflussbare Prozesse, die den Untergang der mageren Trockenrasen-Standorte beschleunigen:

- \* Überdüngung (Eutrophierung) aus einem verbreiteten Überangebot an Nährstoffen, vor allem aus dem industrialisierten Ackerbau, aus Abgasen und Massen-Tierhaltungen;
- \* Versauerung der Böden aus Jahrzehnte lang anhaltendem Eintrag säurebildender Abgase, Auswaschung von Kalk und Basen als wichtigen charakteristischen Bodenbestandteilen;
- \* verstärkte Sukzession aufgrund der im Klimawandel verlängerten Vegetationsperioden – verschärfte Konkurrenz für schwach wüchsige und spezialisierte Pflanzen.



Unter diesen Bedingungen wird zuerst die Reproduktion der charakteristischen Trockenrasen-Arten behindert oder gar ausgeschlossen. Stark wüchsige Gräser, Kräuter und Gehölze profitieren vom reichen Angebot und überziehen Flächen, in denen sie früher, unter Beweidung und Nährstoff-Armut kaum zum Zuge gekommen wären. Mit fortschreitender Verdichtung der Krautschichten, Moosrasen und Kronendächer wird nicht nur das Licht am Boden knapp. Es kommt zu der paradoxen Situation, dass bei allgemeiner Erwärmung des regionalen Klimas die Temperatursummen in den bodennahen Schichten der Trockenrasen und Trockenwälder abnehmen. Die an standörtliche Extreme besonders angepassten, charakteristischen Arten der Trockenrasen geraten in ein zunehmend ausgeglichenes Milieu, in dem nach und nach wenige, besonders wüchsige Pflanzenarten alle anderen verdrängen.

#### *Anspruch und Wirklichkeit – Aufgaben und Möglichkeiten eines Trockenrasen-Projektes*

Muss man Tiere und Pflanzen erhalten, deren Zeit schlicht und einfach abgelaufen zu sein scheint? Für die in der heutigen Landschaft kaum ein Platz mehr ist und die sich auch in den vom Menschen unbeeinflussten Flächen nicht mehr durchsetzen können? Ist es überhaupt noch möglich, lebendige Populationen solcher Arten in funktionsfähigen Lebensräumen zu erhalten, wenn das aktuelle System der Landnutzung ihre Erhaltungsansprüche in fast keiner Hinsicht mehr erfüllt?

Die FFH-Richtlinie gibt eine klare Antwort. Die kalkreichen Sandrasen werden ausdrücklich als besonderer Gegenstand des Schutzes genannt und den Maßnahmen zu ihrem Erhalt wird höchste Priorität eingeräumt. Dem liegt die Erkenntnis zugrunde, dass hier, wie in den anderen im Anhang I der FFH-Richtlinie aufgeführten Lebensraumtypen eine besondere und einzigartige Tier- und Pflanzenwelt lebt, die in anderen Teilen der Erde nicht zu finden ist, die folglich auch nur in Europa erhalten werden kann. Kalkreiche Sandrasen sind durch ihre standörtlichen Extreme ein Lebensraum für Spezialisten, die kaum in andere Bereiche

eindringen und in ihrer Verbreitung oft auf kleine Areale beschränkt sind. Auf der anderen Seite sind sie ein bevorzugter Lebensraum kontinentaler Arten, die, aus den osteuropäischen und innerasiatischen Hauptarealen kommend, bei uns ihre westliche Verbreitungsgrenze finden und die Eigenart brandenburgischer Landschaften entscheidend prägen. Die gesetzliche Verpflichtung für die in der FFH-Richtlinie geschützten Lebensräume umfasst ihre Erhaltung und Wiederherstellung in gesicherter Fläche und Verbreitung. Der qualitative Zustand der Lebensräume ist vor allem an ihrem Bestand charakteristischer Arten zu messen. Günstige Erhaltungszustände sind deshalb auch für die Populationen und Areale der den Lebensraum kennzeichnenden Pflanzen und Tiere gefordert.

Mittel und Kräfte des Naturschutzes sind auf die wichtigsten Aufgabenschwerpunkte zu konzentrieren. In den kalkreichen Sandrasen sind neben der Bestimmung räumlicher Schwerpunkte charakteristische Elemente zu beachten, die im Lebensraum besondere Funktionen haben oder für die eine besondere Erhaltungsverantwortung besteht. Die Spanne interessanter, zu schützender oder neu zu schaffender Lebensräume reicht von den weithin offenen Trockenrasen bis zu deutlich gehölzgeprägten, mit einem hohen Anteil von Offenflächen durchsetzten Trockenwäldern. Bei vergleichbaren Bodenverhältnissen begegnen wir hier überall recht ähnlichen, durchweg schutz- und förderwürdigen Artenspektren. Die höchste standörtliche Vielfalt, den größten Reichtum kleinteiliger Nischen und mikroklimatischer Extreme bieten die halbaufgelösten Vegetationskomplexe mit stark verlichteten, einzeln oder in kleineren Gruppen stehenden Gehölzen. Kommt ein abwechslungsreiches Relief hinzu, stellen sich noch einmal anders geartete und meist noch stärker gefährdete Lebensgemeinschaften der nördlich exponierten Standorte ein.

Drei charakteristische Pflanzen des Lebensraumtyps verdeutlichen, warum bei der Planung von Maßnahmen nicht allein der Lebensraum als strukturelle Einheit, sondern immer auch einzelne Elemente im Blick behalten werden müssen:



Das Blau-Schillergras (*Koeleria glauca*) ist die Charakterart der kalkreichen Sandrasen schlechthin. Es gibt den eigentlichen Blau-Schillergras-Rasen (*Koelerietum glaucae*) nicht nur ihren Namen und den leuchtend blaugrünen Grundton, sondern bestimmt mit seinen tiefreichenden und sehr fein verzweigten Wurzeln ganz entscheidend die Lebens- und Konkurrenzbedingungen des Standortes. In den Trockenrasen liegt und passiert Entscheidendes oft unter der Oberfläche, so zum Beispiel auch der größte Teil der vom Blau-Schillergras und anderen Pflanzen gebildeten Biomasse und der darin gebundenen Kohlenstoffmengen. Das kontinental verbreitete Gras findet an der Elbe die Grenze seiner geschlossenen Verbreitung und tritt weiter westlich nur in wenigen, eng begrenzten Vorposten auf. Außer in den offenen Sandrasen wächst es in sehr lichten Kiefernwäldern, wenn diese, auf ebenfalls kalkreichem Sand, arm an Streu geblieben sind.

Das Areal des Sand-Tragants (*Astragalus arenarius*) reicht ebenfalls aus einem kontinentalen Hauptverbreitungsgebiet bis nach Mitteleuropa, überschreitet nach Osten aber nicht den Ural. Als mehr nördlich verbreitetes Element der gemäßigten Waldzonen ist er ein Zeiger für den früheren Struktur-Reichtum und

den hohen Anteil lichtoffener Rohbodenflächen in den trocken-sandigen Wäldern. Gleditsch (Von der Schafweide I) rühmt ihn als gutes Futter und hervorragend geeignet zur Urbarmachung der Sandschollen. Zur damaligen Zeit offenbar häufig und zahlreich zu finden, ist der Sand-Tragant in den letzten Jahrzehnten überall sehr stark zurückgegangen und jetzt auch in Brandenburg außerordentlich bedroht. Die Gefährdungen wirken auch im osteuropäischen Arealzentrum und Schutzmaßnahmen sind in allen von der Art besiedelten Gebieten notwendig.

Die Graue Skabiose (*Scabiosa canescens*) ist ein mitteleuropäischer Endemit, dessen Areal





sich zum größten Teil in Deutschland erstreckt. Der Anteil des brandenburgischen Verbreitungsgebietes ist sehr hoch und wir tragen eine besonders große Verantwortung für den weltweiten Erhalt der Pflanze. Die aktuellen Bestände haben sich dagegen bereits derart vermindert, dass große Anstrengungen zum Erhalt und zur Wiederherstellung der Populationen erforderlich sind. Im Gegensatz zu den beiden vorstehenden Arten erhält sich die Graue Skabiose noch unter einem stärker geschlossenen Kronendach, wenn sie nicht von zu dichten Grastoppchen und Streudecken erdrückt wird.

Der Projekt-Raum, das Dahme-Seengebiet ist eines der Häufungsgebiete sowohl für den Lebensraumtyp der kalkreichen Sandrasen als auch vieler charakteristischer Arten. Gleichwohl ist der aktuelle Erhaltungszustand, wie in fast allen Teilen Brandenburgs, so kritisch, dass Maßnahmen zur Sicherung und zur Wiederherstellung besonders dringend geworden sind. Die Voraussetzungen für einen umfassenden Schutz sind denkbar schwierig – gesetzlich formulierter Anspruch und praktische Möglichkeiten klaffen weit auseinander.

Maßnahmen des Projektes und der laufenden Landschaftspflege sollen, außer den Status zu sichern, Entlastung und neue Entfaltungsmöglichkeiten auf kleinen bis mittleren Flächen schaffen.

Mahd mit anschließender Beräumung und Entsorgung des Mähgutes ist in den hier interessierenden Trockenrasen nur begrenzt anwendbar. Moosdecken und Streuaufgaben werden unter alleiniger Anwendung der Mahd nur unzureichend aufgelöst. In Beständen mit dichten

ter schließenden und höher wüchsigen Grasnarben kann eine gute Aushagerung und Zurückdrängung stark wüchsiger Ruderalarten erreicht werden.

Die Schafbeweidung ist die am besten geeignete Form der Nutzung mit gleichzeitigem Pflege-Effekt. Im Idealfall ist sie kombiniert mit dem Einsatz anderer Haustierrassen, die besser gegen etablierte Gehölze vorgehen (Ziege und Esel). Voraussetzung ist eine Weideführung, die auf ein effektives Abschöpfen des Aufwuchses abzielt. In bereits eutrophierten Beständen kann eine zusätzliche Mahd mit Beräumung die Abschöpfung von Nährstoffen beschleunigen.

Großflächige Landschaftsausschnitte, in denen Trockenrasen in Gemeinschaft mit anderen, auch weniger trockenen, mit offenen bis locker bewaldeten Lebensräumen als extensiv genutzte Vegetationskomplexe entwickelt werden können, bieten die Möglichkeit der großflächigen Beweidung. Die auf Abschöpfung des standörtlichen Ertrages gerichtete, ohne wesentlichen Stoffeintrag vollzogene Weide, vorwiegend mit Schafen und Ziegen, je nach Festigkeit und Leistungsfähigkeit der Standorte auch Rindern, ist wiederum die am besten geeignete Nutzung. Gemeinsam mit Forstbehörden sind Flächen und Varianten für eine sinnvolle, landwirtschaftliche Teilnutzung in Wäldern zu finden, wenn in diesen Entwicklungspotenziale für Licht und Wärme liebende Lebensgemeinschaften auf kalk- und basenreichen Böden vorhanden sind. Es muss heute wieder möglich sein, die vollständig voneinander getrennten Nutzungsarten auf ausgewählten Flächen neu zu verflechten, was einzelne Projekte hierzulande und viele Beispiele in anderen Ländern bereits zeigen. Das Wirken der Haustiere lässt sich in diesem Rahmen ohne weiteres als naturhafter Faktor und als entscheidendes, steuerndes Glied im Lebensraum betrachten. Es ist notwendiger Bestandteil in einem wildnis-ähnlichen System, dem ohne diese Elemente etwas fehlen würde, in dem sonst unter ungehemmtem Wuchs der Gehölze viele kleinteilige Prozesse der Evolution und der Interaktion erstickt würden. Unter dieser Zielsetzung dürfen Weidetiere nicht nur, sondern sollen den Gehölzwuchs begrenzen, Erosionen



verursachen und ein an Nischen, Randlinien und Expositionen reiches Vegetationsmosaik schaffen.

Stärker als in der Vergangenheit sollen Maßnahmen zur Anwendung kommen, die die einheitlich wirkenden Nutzungs- und Pflegegänge von Mahd und Beweidung räumlich und zeitlich gliedern. Kleinteilige Nutzungsmosaik und jahrweise variierende Nutzungsgrenzen waren eine wesentliche Ursache des historischen Artenreichtums. In den aktuellen Nutzungs-, Förder- und Kontrollsystemen sind sie oft schwer zu realisieren. Konkrete und regelmäßig überprüfte Pflegepläne verursachen zusätzlichen Aufwand, sind aber eine wesentliche Voraussetzung für den Erfolg von Maßnahmen. Eine Möglichkeit der Diversifizierung von Standorten bietet der kontrollierte Einsatz des Feuers in überständigen Gras- und Heideflächen.

Die inzwischen auf ein Minimum geschwundenen kalkreichen Trockenrasen brauchen neue Entfaltungsräume, um das Risiko des völligen Erlöschens wichtiger Einzelelemente zu senken. Die Beseitigung oder starke Auflösung von jüngeren, aus Sukzession und irrtümlicher Aufforstung entstandener Gehölzbestände schafft eine erste Grundlage für die Wiedergewinnung potenziell wertvoller Biotop- und Artenvielfalt. Der Abtrag von Streu und von versauerten, mit Nährstoffen überfrachteten Oberböden ist ein immer nur kleinflächig umsetzbarer, aber wirksamer Beitrag zur Wiedergewinnung artenreicher und gut strukturierter Trockenrasen, wenn er mit Methoden der Heusaaten-Übertragung oder der sonstigen Ansiedelung

charakteristischer Artengemische kombiniert wird. Auf stillgelegten, frisch umgebrochenen Ackerflächen können neue Trockenrasen auch auf größerer Fläche geschaffen werden. Als Engpass erweist sich oft der Mangel an geeigneten Spender-Flächen, in denen Saat- und Pflanzmaterial für die Erstbesiedelung gewonnen werden kann.

Der direkte, manipulative Eingriff in Populationen von Tieren und Pflanzen, die vorübergehende Aufnahme in unmittelbare, zum Beispiel gärtnerische Obhut sind heute ganz überwiegend akzeptierte Methoden des Biotop- und Artenschutzes. Alte und neue wissenschaftliche Erkenntnisse zur Einrichtung und Durchführung von Erhaltungskulturen unterstützen das erfolgreiche Arbeiten und zeigen, welche Bedingungen und Voraussetzungen erfüllt sein müssen. In den letzten Jahren wurden in Brandenburg und Mitteleuropa wichtige Erkenntnisse zur ökologischen und genetischen Charakteristik vieler gefährdeter Trockenrasen-Arten gewonnen, die Schlussfolgerungen für praktische Maßnahmen zulassen. Die Wiederausbringung und Neuansiedelung an verbesserte und neu geschaffene Trockenrasen-Standorte ist stets das Hauptziel, dem aber mehr oder weniger lange und aufwändige Vorarbeiten vorausgehen.

Oft braucht es langen Atem, um zum Erfolg zu gelangen. Manches Tier und manche Pflanze sind so speziell, dass ihnen auch mit viel Einsatz und bestem Wissen nur sehr langsam wieder ein fester Platz im natürlichen Lebensraum gegeben werden kann. Mancher Partner, ohne den das eine oder andere nicht zu machen ist,

möchte geduldig überzeugt werden – oder kennt unerwartet den besseren Weg. Weder Landwirt, Förster noch Naturschützer – Berufe mit jeweils eigener Geschichte und von sehr unterschiedlichem Alter – hat ein verlässliches Wissen darüber, wie unsere Artenvielfalt am besten zu erhalten ist. Der unmittelbare Bezug zu den natürlichen und historischen Erhaltungsbedingungen der Trockenrasen ist allen gleichermaßen verloren gegangen und muss neu gefunden werden.

Es wird deutlich, das zum Schutz der Trockenrasen das Zusammenwirken vieler, sachkundiger Personen und Stellen unverzichtbar ist. Das gilt für zeitlich begrenzte Projekte wie für die dauerhaft sicherzustellende Pflege und Nutzung. Dabei ist das einvernehmliche Tun verschiedener haupt- und ehrenamtlicher Naturschutzstellen so wichtig wie die aus verschiedenen, mitunter abweichenden Interessen und Belangen zu findende Zusammenarbeit mit Landeigentümern, ertragsabhängigen Landnutzern und Forst- oder Landwirtschaftsbehörden. Von jeder Seite ist, neben dem Willen zur bestmöglichen Lösung, kundiges Handeln gefordert.

»Der Schäper mutt det versteen, de Schaape tu hüdne. En Schäper kann de Schaape an enen Dach verhüden.« (von Schulenburg, Hirtenwesen)

Ein Schäfer, der sein Handwerk nicht versteht, kann die Herde an einem einzigen Tag zugrunde richten.

Ein umsichtiger Umgang miteinander und in der Sache ist nötig. Womit ich wieder am Ausgang der Geschichte angekommen bin, von der ich glaube, dass sie aus einem Missverständnis heraus entstanden war. Wer war es denn gewesen, der im Jahre 1525 dem Queiß in Blossin die Schafe entführt hatte? Das ist hier noch nicht gesagt worden. Es war der Schäfer, der sich mit seinem Herren überworfen hatte und geflüchtet war. Wer aber sollte sich nun um die Tiere kümmern? War es am Ende gar kein Diebstahl? Kann es nicht auch Sorge um die Tiere gewesen sein, um deren Wohl der Mann fürchtete und die er deshalb lieber zu sich nahm? Ich kann mir das vorstellen.

#### Quellen

- JOHANN WILHELM BARTH: »Potsdam, vom Brauhausberg gesehen«, Öl auf Leinwand, um 1825. URL: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunstmarkt/aus-dem-kunstmarkt-aktuelle-meldungen-11882445-b10.html>; <http://www.maz-online.de/Lokales/Potsdam/Nicht-vergleichbar-mit-anderen-Staedten>
- LOTHAR BRIEGER: Theodor Hosemann. Ein Altmeister Berliner Malerei. München 1923
- THEODOR FONTANE: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, IV. Spreeland. URL: <http://www.textlog.de/40452.html>
- JOHANN GOTTLIEB GLEDITSCH: Vorläufige Betrachtung über die Beschaffenheit der hohen und trocknen Weide für die Schaape in einigen Theilen der Mark Brandenburg. Vermischte Physicalisch-Botanisch-Oeconomische Abhandlungen. Erster Theil. Halle 1765, S. 259 – 318
- JOHANN GOTTLIEB GLEDITSCH: Betrachtung über den Bienenstand in der Mark Brandenburg. In: Vermischte Physicalisch-Botanisch-Oeconomische Abhandlungen, Zweyter Theil. Halle 1766, S. 53 – 253
- JOHANN GOTTLIEB GLEDITSCH: Betrachtung der Sandschollen in der Mark Brandenburg. In: Vermischte Physicalisch-Botanisch-Oeconomische Abhandlungen, Dritter Theil. Halle 1767, S. 45 – 143
- JOHANN GOTTLIEB GLEDITSCH: Fortsetzung der vorläufigen Betrachtung über die Beschaffenheit der hohen und trocknen Weide für die Schaape in einigen Theilen der Mark Brandenburg. In: Vermischte Physicalisch-Botanisch-Oeconomische Abhandlungen, Dritter Theil. Halle 1767, S. 312 – 364
- HUBERT ILLIG: Schriftliche Mitteilungen über die Streugewinnung und dazu gebräuchliche Werkzeuge in der Niederlausitz, 2009
- JÜRGEN ILLIG: Beiträge zur Vegetationsgeschichte und Landschaftsentwicklung in der nordwestlichen Niederlausitz; Teil III: Die Rochauer Heide im 19./20. Jahrhundert. Biol. Studien Luckau 9, 1980, S. 3 – 19.
- WILLIBALD VON SCHULENBURG: Das Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. In: Archiv der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. Band 11, 1904, S. 1 – 126 ■